

Leseprobe
zu
Antje Szillat

RACHE@



Verlag:

edition zweihorn GmbH & Co. KG
Riedelsbach 46
D-94089 Neureichenau
Tel: +49 (0) 8583 2454, Fax: +49 (0) 8583 91435
E-Mail: edition-zweihorn@web.de
Internet: www.edition-zweihorn.de

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Copyright © 2010 edition zweihorn GmbH & Co. KG, Neureichenau
Umschlaggestaltung: Johann Thiessen, Koblenz
ISBN: 978-3-935265-38-6
3. Auflage 2011

Die Strafe für den Lügner besteht
nicht darin, dass man ihm nicht glaubt,
sondern darin, dass er selbst niemandem
mehr glauben kann.

George Bernard Shaw, irischer Dramatiker (1856–1950)

1. Kapitel

Plötzlich herrschte Totenstille. Als wäre die Cafeteria auf einmal leer. Dabei spürte Ben doch unzählige Augenpaare auf sich gerichtet. Es war wie immer: Alle gafften. Keiner traute sich, etwas zu unternehmen.

Ben rappelte sich langsam hoch. Sein Gesicht hatte die Farbe einer überreifen Tomate angenommen. Einige Schüler fingen erneut miteinander zu reden an. Ein paar Mädchen kicherten albern. Andere aßen einfach weiter und taten so, als ob überhaupt nichts geschehen wäre.

Ben wischte sich mit dem Ärmel übers Gesicht. Langsam bückte er sich nach den Resten seines Mittagessens und wünschte sich zum wiederholten Male, er könnte sich unsichtbar machen. Oder der Boden unter seinen Füßen würde sich auftun und ihn verschlingen. Oder noch besser: Er sei groß, stark und mutig. Leider war nichts davon der Fall.

Mit spitzen Fingern suchte er seine Pommes rot-weiß zusammen, die auf dem hellen Linoleumboden der Cafeteria verteilt lagen, und beförderte sie auf den Teller zurück. Danach ging er mit stocksteifen Schritten zum Tresen. Ben nahm sich zwei Servietten, um damit die Überbleibsel von Ketchup und Mayonnaise vom Fußboden und von seinem T-Shirt zu entfernen.

„Lass gut sein“, meinte die dunkelhaarige Frau, die ihm Minuten zuvor die Fritten über die Theke gereicht hatte. Ben hatte sie heute zum ersten Mal in der Schulcafeteria gesehen. Vermutlich gehörte sie zu einem Fünftklässler, hatte er gedacht. Die meisten freiwilligen Helferinnen waren Mütter von Schülern des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums.

„Ich nehme gleich einen feuchten Lappen und wische den Rest auf.“ Sie nickte Ben freundlich zu. Der schluckte schwer. Suchte verzweifelt nach den richtigen Worten, während er mit der Serviette an seinem Shirt herumrubbelte – mit dem Ergebnis, dass der Fleck sich nur noch vergrößerte.

„Nicht doch“, stammelte er. Mehr war nicht drin. Sie aber ignorierte seinen Einwand und kam hinter dem Tresen hervor. Mit dem feuchten Lappen in der Hand, ging sie direkt auf Johannes' Tisch zu.

Bens Herz setzte für ein paar Schläge aus. In seinen Schläfen begann es heftig zu pochen. Seine Beine drohten wegzubrechen und in seiner Kehle brannte es, als ob er heiße Kohlen verschluckt hätte.

Sie wird doch wohl nicht?, dachte er panisch. Das kann sie nicht machen!

Sie konnte. Und wie sie konnte!

Ben wurde übel.

„Du bist wohl nicht bei Trost!“, schimpfte sie und funkelte Johannes finster an. „Ich hab genau gesehen, dass du dem Jungen mit Absicht ein Bein gestellt hast.“

Johannes zuckte mit den Schultern und sah sie unschuldig an. „Das halte ich aber für ein Gerücht“, säuselte er und erntete dafür ein paar Lacher von seiner Clique.

„Ach, und jetzt willst du wohl auch noch frech werden, was?“

„Frech? Ich bitte Sie, das würde ich mich doch niemals trauen.“

In der Cafeteria waren für einen Augenblick wieder sämtliche Geräusche verstummt. Alle starrten zu Johannes und der Frau. Auf Johannes' Gesicht lag ein unverschämtes Grinsen, während die Frau sichtbare Mühe hatte, nicht die Beherrschung zu verlieren.

Schließlich gab sie nach. „Du solltest dich schämen“, schimpfte sie. Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und marschierte zurück zum Tresen.

Ben stand nach wie vor dort.

„Soll ich dir eine neue Portion Pommes spendieren?“, fragte sie ihn.

Er schüttelte wortlos den Kopf.

„Ach“, sie schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. „Jetzt habe ich vor lauter Ärger über diesen frechen Bengel ganz vergessen, dein kleines Malheur zu beseitigen.“

Sie streckte die Hand aus und deutete auf den schmierigen Rest Pommes frites, der noch immer auf dem Boden der Cafeteria klebte.

„Bitte ...“ Ben warf ihr einen flehenden Blick zu. „Geben Sie mir einfach das Wischtuch.“

„Thea, quatsch nicht so viel mit den Kids. Hilf mir lieber“, sagte eine andere Mutter hinter der Theke und stieß die Frau am Oberarm an.

„Ich komme ja schon“, erwiderte sie und reichte Ben augenzwinkernd das Tuch über den Tresen. „Die Pflicht ruft.“

Ben nahm ihr den Lappen aus der Hand und ging damit zu der Stelle, an der sich die Reste seines Mittagessens befanden. Er bückte sich, wischte alles auf und brachte der Frau den Wischlappen wieder zurück.

„Danke“, murmelte Ben und wollte gehen.

„Hey“, rief sie ihm hinterher.

Ben blieb widerwillig stehen. Schickte insgeheim ein Stoßgebet Richtung Himmel, dass sie ihn jetzt endlich in Ruhe ließe. Diese offensichtliche Fürsorge machte das Ganze nur noch schlimmer und vor allen Dingen peinlicher für ihn.

„Lass dich von diesen Idioten nicht unterkriegen.“ Sie lächelte ihm aufmunternd zu, bevor sie sich einem anderen Schüler zuwandte.

„Und, was darf ich dir Leckerer geben?“, hörte Ben sie schon im Weggehen sagen.

In der nächsten Stunde stand Mathe bei Herrn Seidel an. Ben saß bereits an seinem Tisch. Der Platz neben ihm war leer. Marcel war heute nicht in der Schule erschienen. Ben hatte sich deshalb schon in der ersten Stunde Sorgen gemacht. Gestern war es Marcel noch gut gegangen. Keine Anzeichen

einer plötzlichen Krankheit. Das konnte nur bedeuten, dass es mal wieder Probleme mit seiner Mutter gegeben hatte.

Marcel's Vater war vor über einem Jahr bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Seitdem litt seine Mutter unter starker Niedergeschlagenheit. Sie hatte völlig den Boden unter den Füßen verloren.

„In letzter Zeit verfällt sie immer mehr in Depressionen. Wenn sie sich in diesem Zustand befindet, kann ich sie nicht alleine lassen. Sonst tut sie sich noch was an. Also bleibe ich zu Hause, tröste sie und höre mir ihr Gejammer an“, hatte Marcel ihm erzählt.

So wird es wohl auch heute wieder gewesen sein, vermutete Ben.

Verdammter Mist! Wenn Marcel da gewesen wäre, dann hätte es garantiert diesen blöden Vorfall in der Cafeteria nicht gegeben. Marcel hätte ihn gewarnt. Ihm einen vielsagenden Blick zugeworfen. Dann wäre ihm Johannes' unter dem Tisch vorschnellender Fuß aufgefallen. Er wäre ausgewichen und nicht ins Stolpern geraten. Hätte nicht vergeblich versucht, das Gleichgewicht zu halten, während er krampfhaft den Teller mit den Pommes umklammerte, bevor er der Länge nach zu Boden fiel. Und Susanna hätte ihn nicht mit diesem mitleidigen Blick bedacht. Das wäre alles nicht passiert, wenn Marcel heute in die Penne gekommen wäre.

Herr Seidel riss ihn unsanft aus seinen trüben Was-wäre-wenn-Gedanken. „Ben, was ist mit deiner Schularbeit? Hättest du wohl die Güte, sie mir zu zeigen? Oder hast du sie nicht gemacht?“, zischte er ihn an.

Ben zuckte zusammen. Herrn Seidels Stimme klang sowieso immer scharf. Aber wenn er das Gefühl hatte, einer seiner Schüler war nicht bei der Sache, wechselte er locker auf rasierklingscharf.

Ben kramte hektisch das Matheheft aus seiner Schultasche hervor. Mit nervösen Fingern schlug er die entsprechende Seite

auf, reichte es dem Lehrer und sagte gedämpft: „Hier sind meine Hausaufgaben.“

Herr Seidel überflog stirnrunzelnd die Aufgaben. Dann gab er Ben das Heft zurück.

„In Ordnung“, murmelte er schon im Weggehen.

Ben atmete erleichtert auf. Er riskierte einen schnellen Blick zur Seite. Direkt in Susannas aufmunternd lächelndes Gesicht. Für einen kurzen Moment überlegte er, ihr Lächeln zu erwidern, doch dann verließ ihn abermals der Mut und er wandte sich rasch ab.

Den Rest der Stunde war Ben nur körperlich anwesend. Seine Gedanken waren ganz woanders. Sie kreisten um den Tag, an dem Marcel ihm das erste Mal aus der Patsche geholfen hatte.

Der Vorfall lag schon eine ganze Weile zurück. Aber Ben hatte die Szene noch genau vor Augen.

An der Ecke neben dem Eiscafé war er Johannes, Atze und Colin direkt in die Arme – oder vielmehr in die Reifen – gelaufen. Sie fuhren ihm mit ihren Fahrrädern so vor die Füße, dass er sich nur durch einen schnellen Sprung zur Seite retten konnte.

„Na, du Vollidiot! Haste von deiner Mami ‘nen Euro für ‘ne Kugel Eis bekommen?“, ätzte Johannes ihn an.

„Lasst mich gefälligst in Ruhe“, sagte Ben so bestimmt wie möglich.

„Hey, sei mal nicht so unfreundlich“, antwortete Colin und grinste dabei hämisch. Sie waren zu dritt. Wesentlich größer und stärker.

Ben musste an die Worte seiner Mutter denken. Sie hatte sie ausgesprochen, als er und seine Familie hierher gezogen waren. „Eine idyllische Kleinstadt. Hier ist das Leben noch in Ordnung und die Menschen sind nett und höflich.“

Echt super nett! Und so freundlich ...

„Hey, Schwachkopf, wir reden mit dir“, legte Johannes noch mal nach und stieß unsanft gegen Bens Oberarm.

Der versuchte cool zu bleiben. Dennoch hörte sich seine Stimme zittrig an, als er fragte: „Was wollt ihr von mir?“

„Alter“, johlte Atze, „dem geht der Arsch sauber auf Grundeis. Was fürn jämmerliches Weichei.“ Er tat so, als ob er jeden Moment in Tränen ausbrechen wollte. Sein lächerlicher Auftritt war glatt bühnenreif. Die anderen beiden quittierten das mit höhnischem Gelächter.

Ben wollte weggehen. Sich umdrehen. Sie stehen lassen und sich in das Eiscafé retten. Da würden sie ihn garantiert in Ruhe lassen. Aber so weit kam er nicht. Johannes rammte ihm mit voller Wucht sein Vorderrad in die linke Wade, sodass Ben stöhnend in die Knie ging.

Er kniete noch immer auf dem Boden, als zwei ältere Damen vorbeigingen. Eine wollte stehen bleiben und etwas sagen, doch die andere zog sie am Ärmel weiter und zischte ihr leise zu: „Misch dich da nicht ein!“ Dann waren sie auch schon um die Ecke verschwunden.

Ben wollte sich hochrappeln. Johannes' Fuß auf seinem Rücken hinderte ihn daran.

„Da unten bist du schon richtig. Dreck zu Dreck“, sagte er und verstärkte noch den Druck seines Fußes.

Ben dachte an den Fünf-Euro-Schein in seiner Hosentasche. Vielleicht sollte er ihnen das Geld anbieten. Aber er bezweifelte, dass sie sich damit zufrieden geben würden.

Als ob Johannes seine Gedanken erraten hätte, forderte er tatsächlich etwas von Ben. „Zieh deine Schuhe aus und gib sie mir gefälligst“, schnauzte er und nahm seinen Fuß von Bens Rücken. „Und zwar etwas zügig, Arschloch! Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.“

Ben war mit einem Satz auf den Beinen und drehte sich zu Johannes um. Seine beiden Freunde standen einen Schritt hinter ihm.

Ben nahm seinen ganzen Mut zusammen und schleuderte ihm ein lautes „Nein!“ entgegen.

Johannes lehnte sein Rad an die Hauswand und kam tänzelnd auf ihn zu, die Fäuste rhythmisch vor seinem Oberkörper bewegend.

„Jetzt bist du fällig, du kleine Drecksau.“

Ben zog den Kopf ein, versuchte mit den Armen sein Gesicht zu schützen. Er kniff seine Augen fest zusammen und erwartete den Schlag. Aber der kam nicht. Dafür hörte er Marcells Stimme rufen: „Verpissst euch oder es setzt was!“

Ben öffnete vorsichtig die Augen und sah gerade noch, wie Johannes herumfuhr.

„Verpiss dich doch selber, du Arsch“, sagte Johannes, während sich seine eben noch geballten Fäuste langsam wieder öffneten.

„Halt dein Maul“, zischte Marcel ihm zu. Sein Tonfall klang so kalt, dass Ben eine Gänsehaut bekam.

Er schnipste mit Daumen und Zeigefinger, sah kurz zu Ben und sagte: „Komm her“, und wendete sich dann wieder Johannes und seinen beiden Kumpels zu.

„Ich sag’s dir jetzt zum letzten Mal: Zieh ab und nimm die zwei Hirnis gleich mit ... oder, na ja, du weißt ja, was sonst passiert. Verstanden?!“

Ben traute seinen Augen kaum. Johannes wich wahrhaftig einen Schritt zurück, nahm sein Rad von der Hauswand, schwang sich drauf und trat in die Pedale. Die beiden anderen machten es ihm nach.

„W-wie“, stammelte er, „hast du das gemacht?“ Ben starrte Marcel völlig entgeistert an.

„Ich habe da so meine Methoden, aber davon verstehst du nichts“, antwortete Marcel. Dabei warf er Ben einen Blick zu, der klar zum Ausdruck brachte, dass keine weiteren Erklärungen folgen würden.

Du weißt ja wohl, was sonst passiert, hatte er zu Johannes gesagt. Seitdem fragte sich Ben, was zwischen den beiden eigentlich abging.

Ben hatte Glück. Den Rest des Vormittags bekam er Johannes und seine Clique nicht mehr zu Gesicht. Was aber offensichtlich daran lag, dass er die folgende Pause eingeschlossen in einer Kabine des Jungenklos verbrachte und nach der nächsten Stunde frei hatte.

Auch draußen vor der Schule war weit und breit nichts von ihnen zu sehen und so schaffte Ben es, ohne erneute Zwischenfälle nach Hause zu kommen.

Seine Mutter war noch nicht da. Sie arbeitete als Arzthelferin bei einer Zahnärztin und war selten vor 14 Uhr zu Hause. Ben war froh, dass er sein mit Ketchup und Mayo beschmiertes T-Shirt in die Waschmaschine werfen konnte, bevor sie es an ihm entdeckte. Sie würde gleich wieder denken, es hätte Ärger in der Schule gegeben. Was ja auch der Wahrheit entsprach. Doch eigentlich wollte sie nichts darüber hören. Davon war Ben überzeugt. Seine Mutter glaubte an die heile Kleinstadt-Welt. Deswegen waren sie extra aus der Großstadt hierher gezogen. Für die Schule interessierte sie sich nicht wirklich. Höchstens für Bens Noten. Und die waren völlig okay. Was tatsächlich so ablief, darüber hätte sie wohl gestaunt. Aber Ben hatte beschlossen, weder ihr noch seinem Vater etwas davon zu erzählen.

Kurz vor ihrem Umzug vor neun Monaten war ein sechzehnjähriger Mitschüler von der Schule geflogen. Er hatte seine Lehrerin mit dem Messer bedroht. Bens Eltern hatten total fassungslos reagiert. „Zum Glück wird so etwas in einer Kleinstadt nicht passieren. Da ticken die Uhren anders“, war sich seine Mutter sicher.

Ben war davon nicht so überzeugt und ließ es auf einen Versuch ankommen, seine Meinung zu äußern.

„Stress mit Lehrern oder Schülern kann man garantiert auch in einer Kleinstadt haben. Wer weiß, wie es überhaupt dazu gekommen ist, dass ...“

„Willst du etwa das Verhalten dieses Jungen auch noch verteidigen?“, unterbrach ihn seine Mutter schrill.

Ben zuckte die Achseln und bemühte sich, ruhig und vernünftig zu klingen. „Man weiß nicht, was ihn dazu gebracht hat. Und in die Köpfe der anderen kann man schließlich nicht hineingucken.“

„Unsinn!“, mischte sich sein Vater ein, und Ben merkte schon an seinem Tonfall, dass er keinen Widerspruch dulden würde. „Wir haben den Paukern auch gerne einen Streich gespielt. Und einige hatten das garantiert auch verdient. Da waren ganz schön harte Knochen dabei. Aber was die Jugendlichen, ach was sag ich, die Kinder von heute sich den Lehrern gegenüber erlauben, das hat mit harmlosen Streichen nichts mehr zu tun.“

Seine Mutter nickte zustimmend und damit war das Thema für Bens Eltern erledigt.

Ben hatte sich ein neues Shirt übergezogen und war auf dem Weg in die Küche, um nach etwas Essbarem zu suchen. Doch so weit kam er nicht. Die Haustür wurde aufgeschlossen und seine Mutter, schwer bepackt mit Plastiktüten, trat in den Flur.

„Schnell. Nimm mir was ab“, keuchte sie.

Mit zwei Schritten war er bei ihr und nahm ihr die Trageaschen aus den Händen. Er schleppte sie in die Küche und stellte sie auf den Tisch. Dann begann er die Einkäufe auszupacken und in den entsprechenden Schränken zu verstauen.

„Die Milch in den Kühlschrank“, sagte seine Mutter, als sie mit einer weiteren prall gefüllten Tasche in die Küche geeilt kam.

„Großeinkauf?“, fragte Ben.

Sie nickte. „Und, wie war es heute in der Schule?“, wollte sie wissen, während sie zwei Fertiggerichte in die Mikrowelle stellte.

„Wie immer“, sagte Ben.

„Arbeit geschrieben oder zurückbekommen?“, bohrte sie nach.

„Nein. Aber morgen schreiben wir Bio. Deswegen muss ich auch gleich noch kurz zu Marcel rüber. Der weiß noch nix von seinem Glück.“

Seine Mutter schaute ihn an, zog verwundert die Augenbrauen hoch und sagte: „Warum? War der schon wieder nicht in der Schule?“

„Nein, war er nicht.“

„Du kannst ihn doch anrufen. Vielleicht hat er was Ernstes. Nicht, dass du dich bei ihm ansteckst!“, gab sie zu bedenken.

„Der hat sich nur den Magen verdorben. Nichts Schlimmes“, log Ben.

Seine Mutter schaute ihm unverwandt in die Augen – eine kleine Ewigkeit, so schien es Ben. Dann ließ sie langsam den Blick zu der Tageszeitung wandern, die auf dem Küchentisch lag, und murmelte: „Wenn du meinst ...“

Sie fing an in der Zeitung zu blättern. Das Gespräch war beendet – und Ben war erleichtert darüber.

2. Kapitel

Ben hatte schon den Finger auf dem Klingelknopf, als er es sich anders überlegte. Neulich war er schon einmal unangemeldet bei Marcel aufgetaucht – und der hatte sich nicht gerade erfreut darüber gezeigt.

„Mensch, Alter. Ruf mich vorher an. Und zwar auf dem Handy. Jetzt hast du mit dem Gebimmel meine Mutter geweckt. Scheiße!“ Marcel war stinksauer gewesen.

Also kramte Ben sein Handy aus der Hosentasche hervor und wählte Marcells Nummer. Nach drei Freizeichen nahm Marcel ab.

„Ja!“

„Hi, ich bin`s. Kann ich hochkommen oder kommst du runter?“, fragte Ben.

Marcel zögerte einen Moment. Dann schlug er vor: „Treffen wir uns in einer halben Stunde hinterm Neukauf?“

Ben dachte an Johannes und seine Clique. Denen wollte er heute auf keinen Fall mehr begegnen. Das sagte er auch Marcel.

„Warum? Hast du wieder Ärger mit den Trotteln gehabt?“ Marcells Stimme klang erstaunt.

In zwei Sätzen berichtete Ben Marcel von der Aktion in der Schulcafeteria.

„Blödes Arschloch“, ärgerte sich Marcel. „Dann werde ich den wohl mal wieder in seine Schranken weisen müssen. Bin gleich unten!“

Ben dachte noch darüber nach, was er damit gemeint haben könnte, als sich die Haustür öffnete und Marcel heraustrat.

„Ich muss nur noch schnell in die Apotheke, um für meine Mutter etwas zu besorgen. Aber die in der Friedrichstraße hat mittwochnachmittags zu. Hast du dein Fahrrad nicht dabei?“

Ben schüttelte den Kopf.

„Wir müssen in den Nachbarort. Die Markt-Apotheke hat Notdienst. Egal, nimmst du eben das Rad von meiner Mutter. Das merkt die heute sowieso nicht.“

Er verdrehte bedeutungsvoll die Augen und gab Ben mit dem Kopf ein Zeichen, ihm in den Keller des Mehrfamilienhauses zu folgen.

Im Keller wurden sie von einer feuchten Kälte empfangen. Ben fröstelte. Es roch stark nach modrigen Kartoffeln und Fahrradschmiere. Einige Räder standen in zwei gegenüberliegenden Reihen in den dafür vorgesehenen Ständern. Die helle Farbe an den Wänden war an vielen Stellen abgesprungen. Der Fußboden war rissig und ziemlich dreckig. Mehrere zerfledderte Werbeblätter lagen herum. Nicht gerade das beste Haus, in dem man wohnen konnte, fuhr es Ben durch den Kopf. Im nächsten Moment kam er sich deswegen äußerst mies vor.

Nur weil er mit seinen Eltern in einem schicken Einfamilienhaus wohnte, hatte er noch lange nicht das Recht, schlecht über Marcells Wohnsituation zu denken. Außerdem hatte Marcel ihm ja erzählt, wie es dazu gekommen war.

„Das kann verdammt schnell gehen, Alter. An einem Tag stehst du noch auf der Sonnenseite und am nächsten liegst du schon mitten im schlimmsten Dreck.“ Seine Stimme klang sehr bitter.

„Ich habe echt nicht gedacht, dass wir nach dem Tod meines Vaters aus unserem Haus raus müssten. Mein Alter war immer so ein Überkorrekter, dachte ich jedenfalls. Da hätte man doch eigentlich auch erwarten können, dass der seine Familie für so ‘nen Fall absichert.“

Er spielte den Lässigen. Aber Ben konnte ihm trotzdem ansehen, wie schwer er an seinen eigenen Worten schlucken musste.

„Warum hat er das nicht getan?“, fragte Ben nur, um überhaupt was zu sagen.

Die Frage überraschte Marcel anscheinend. Er dachte einen Moment angestrengt darüber nach, bevor er mit zusammengebissenen Zähnen zischte: „Keine Ahnung. Weil er sich wohl für unsterblich gehalten hat.“ Marcel atmete scharf ein, bevor er weitersprach. „Er war wohl schlicht der Typ, der sich über so etwas keine Gedanken gemacht hat. Nach mir die Sintflut, oder so ähnlich. Hat er ja schließlich schon mal ...“ Er stockte. Fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht und durch die Haare. Für einen Moment wirkte er weich und verletzlich. Doch genauso schnell, wie der Moment gekommen war, war er auch schon wieder vorbei. „Was für ein Idiot. Lässt uns einfach sitzen. Völlig ohne Kohle“, regte er sich auf. „Na ja, wenigstens habe ich seinen PC geerbt. Und die neue Spielekonsole.“ Marcells Stimme war laut und hart geworden, als ob er mit der Lautstärke und Härte seiner Worte ihre Richtigkeit erzwingen könnte.

„Der Tod meines Vaters macht mir nichts aus! Absolut gar nichts!“

Doch seine Augen, sein Gesichtsausdruck, seine ganze Körperhaltung sagten etwas ganz anderes darüber aus, wie es tief in ihm drinnen aussah.

Das alles wusste Ben über Marcel und schämte sich deshalb seiner überheblichen Gedanken.

Sie schleppten die Räder die Kellertreppe hoch und radelten los. Seite an Seite fuhren sie auf dem schmalen Radweg entlang der Landstraße, die in den Nachbarort führte.

„Wir schreiben morgen Bio. Hat die Müller heute angekündigt.“

„Ich glaube nicht, dass ich in die Schule komme. Meine Mutter hat es diesmal echt schwer erwischt“, sagte Marcel und starrte stur geradeaus.

Ben sah ihn von der Seite an. Seine Wangenknochen arbeiteten. Daran erkannte er, wie angespannt Marcel war.

„Wie lange soll das denn noch so weitergehen?“, wagte er einen vorsichtigen Versuch.

Marcel reagierte, wie er immer bei diesem Thema reagierte. „Das geht dich nichts an. Klar?“ Seine Stimme klang hart – und doch irgendwie traurig.

Er trat noch heftiger in die Pedale, sodass Ben ein Stückchen hinter ihn zurückfiel. Erst kurz vor der Apotheke gelang es ihm Marcel wieder einzuholen. Die letzten Meter fuhren sie schweigend, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, nebeneinander her.

Vor der Apotheke beendete Marcel das Schweigen. „Weißt du eigentlich, wem der Laden hier gehört?“, fragte er und grinste Ben an.

Ben schüttelte den Kopf. „Keine Ahnung. Irgendeinem Pflendrehler eben.“

„Das solltest du aber wissen.“ Marcel tat geheimnisvoll.

„Und warum?“

Marcel antwortete nicht gleich. Stellte sein Rad in den Ständer und forderte Ben auf, es ihm nachzutun.

„Warum sollte es mich denn interessieren, wem diese Apotheke hier gehört?“ Ben war nun wirklich neugierig.

„Das wirst du gleich sehen. Komm mit rein.“

Marcel drückte den Notdienstknopf und wartete. Ein paar Sekunden später kam eine blonde Frau aus einem der hinteren Räume in den Innenraum der Apotheke geeilt. Im Gehen zog sie sich ihren weißen Kittel über. Als sie Marcel durch die Glasscheibe erkannte, erschien ein feines Lächeln auf ihren Lippen und sie schloss die Tür auf.

„Ach, hallo Marcel. Lange nicht gesehen. Kommt rein.“

Sie hielt ihnen die Tür auf und verschloss sie wieder, nachdem die beiden Jungs eingetreten waren. Den Schlüssel ließ sie im Schloss stecken.

„Und, was kann ich für dich tun?“, fragte sie Marcel und ging hinter den Tresen.

„Meiner Mutter geht es nicht so gut. Sie hat schon ein paar Tage echt übel mit ihrer Migräne zu kämpfen.“

„Verstehe“, sagte die Apothekerin, warf Marcel einen wissenden Blick zu und verschwand für einen kurzen Moment zwischen den Regalen hinter dem Verkaufstresen.

Ben starrte Marcel an und verstand überhaupt nichts mehr. Migräne? Seit Tagen? Und dann dieser sonderbare Blick, den die Apothekerin Marcel zugeworfen hatte. Die Apotheke lag fast fünf Kilometer von der, die sich ganz in der Nähe von Marcells Wohnung befand, entfernt. Da war es doch mehr als verwunderlich, dass er jedes Mal hierher fuhr, wenn er etwas aus der Apotheke benötigte.

Er kannte Marcel zwar schon eine ganze Weile. Dennoch hatte er immer wieder das Gefühl, im Grunde nichts über ihn zu wissen.

Die Apothekerin riss Ben aus seinen Gedanken. Sie trat wieder hinter den Tresen und reichte Marcel eine Packung Tabletten.

„Was macht das?“, fragte Marcel, nachdem er sich bei ihr bedankt hatte.

„Ist schon okay. Sende deiner Mutter einen lieben Gruß von mir.“

Erneut dieser komische Blick. Ben hätte echt gerne gewusst, was da gerade zwischen der Apothekerin und Marcel ablief.

„Und – in der Schule alles gut?“ Sie strich sich mit einer langsamen Bewegung eine lange Haarsträhne aus der Stirn und klemmte sie hinter ihr Ohr.

„Mit mir schon ...“, sagte er gedehnt und mit einem sonderbaren Unterton. Plötzlich wirkte die Apothekerin wie alarmiert. Ihre Stimme klang schrill und aufgeregt, als sie Marcel fragte: „Ist was mit Johannes?“

„Hat er mal wieder nix erzählt?“ Marcel spielte den Überaschten. „Sicher schämt er sich. Ich habe ihm sogar angeboten, mit ihm zu Frau Schnuppe-Keller zu gehen. Aber er hat abgelehnt. Meinte, dass er mit dir sprechen und du die Sache dann klären würdest.“

Du? Warum duzte Marcel die Frau?

Marcel schüttelte langsam den Kopf. „Verdammt, jetzt mache ich mir echt Vorwürfe.“ Er fuhr sich mit beiden Händen durch seine hellblonden Haare.

Ben begriff absolut nichts mehr. Johannes? War die Apothekerin etwa die Mutter von Johannes? Von dem Johannes? Die blonden Haare passten. Auch die blauen Augen. Obwohl ihre wesentlich freundlicher aussahen. Aber was redete Marcel denn da? Und wenn das wirklich Johannes' Mutter war, woher kannte er sie so gut? So gut, dass er sie sogar duzte. In Bens Kopf schwirrten tausend Fragen auf einmal herum und jede wollte zuerst beantwortet werden.

„Ist es wieder dieser Ismael?“ Die Stimme der Apothekerin drohte wegzubrechen. Ihre Augen schimmerten verdächtig.

„Ismael und Ali! Ich dachte wirklich, er hat es dir erzählt. Marlene, das tut mir echt leid.“

„Unsinn ...“ Sie rang sichtbar nach den richtigen Worten. „Du kannst ja nichts dafür. Du beklaut und erpresst meinen Sohn ja schließlich nicht.“

„Und schlägst ...“, ergänzte Marcel.

„WAS? Sie haben ihn diesmal sogar geschlagen?“ Mit ihrer Beherrschung war es nun endgültig vorbei. „Das darf ja wohl nicht wahr sein! Diese verdammten Mistkerle! Und Johannes sagt nichts. Nicht ein Sterbenswörtchen. Lässt sich von denen traktieren und schweigt. Vor lauter Angst. Oh Gott, ich darf darüber gar nicht weiter nachdenken, was mein armer Junge durchmachen muss.“

Jetzt weinte sie – ganz offen und ohne sich dafür zu schämen. Marcel räusperte sich verlegen und erklärte ihr, dass er nun leider wieder zurück zu seiner Mutter müsse.

„Es tut mir wirklich leid. Grüß Johannes von mir und mach dir nicht so viele Sorgen. Das wird schon wieder.“

Dann standen sie wieder vor der Apotheke. Ben konnte nicht fassen, was sich soeben abgespielt hatte. Sie nahmen

ihre Räder aus dem Ständer und schoben sie nebeneinander ein Stückchen den Fußweg entlang.

Als sie außer Sichtweite der Apotheke waren, schlug sich Marcel klatschend auf seine Oberschenkel und fing lauthals an zu lachen.

„Was war das?“ Ben hätte Marcel am liebsten geschüttelt, damit er endlich aufhörte zu lachen und ihm antwortete.

„Das war die nächste Dresche für Superarsch Johannes. Davon wird er mehrere Wochen was haben“, gluckste Marcel. „Jetzt nur noch schnell die richtige Info bei Schüler-Talk ins Netz gestellt und die Sache ist geritzt.“

Ben stand noch immer auf der Leitung.

„Spinnst du? Das ist doch alles erstunken und erlogen. Und das wird der seiner Mutter auch sagen. Dann bekommst du garantiert mächtigen Ärger mit dem. Du hast ihm ja sogar noch Grüße von dir bestellt. Bist du lebensmüde? Die machen dich doch alle!“ Bens Stimme überschlug sich fast vor Aufregung.

Marcel schaute Ben einen kurzen Moment nachdenklich an. Dann sagte er mit ernster Stimme: „Seine Mutter glaubt ihm kein Wort. Sie glaubt mir. Sie hat mir schon immer mehr geglaubt. Mach dir keine Sorgen. Ich kenne sie.“ Er holte tief Luft.

Ben nutzte die kurze Pause, um zu fragen: „Aber die Typen haben ihm doch nichts getan, oder? Was bringt das Ganze also?“

Marcel erklärte es ihm. „Johannes' Mutter wird als erstes bei den Eltern von Ismael und Ali aufkreuzen. Das macht sie immer. Die bekommen dann tierischen Ärger mit ihren Alten, weil die angesehene Frau Apothekerin da war und gesagt hat, ihre Söhne hätten den armen Johannes vermöbelt. Johannes kriegt dafür bei nächster Gelegenheit von denen ordentlich was aufs Maul. Außerdem wird sie gleich morgen in die Schule rennen und Frau Schnuppe-Keller, das ist Johannes' Klassenlehrerin, die Hölle heiß machen. Die wird sich dann Ismael

und Ali schnappen und mit denen zum Rektor rennen. Da gibt es dann den nächsten fetten Anschiss ... und die nächste saftige Abreibung für Johannes, den Arsch. Den Rest besorgt die Gerüchteküche im Netz bei Schüler-Talk. Ganz easy. So läuft das!“

Marcel wirkte sichtlich zufrieden mit sich und seinem Plan. Aber Ben war nicht überzeugt. Nervös fuhr er sich mit der Zungenspitze über die Lippen und versuchte seine Gedanken und das, was Marcel ihm gerade gesagt hatte, zu sortieren.

Schließlich würgte er unsicher hervor: „Aber Johannes wird doch Ismael und Ali sagen, dass du das behauptet hast und nicht er. Dann fliegst du doch auf. Und seiner Mutter wird er doch auch sagen, dass du dir alles nur ausgedacht hast. Und seiner Klassenlehrerin auch. Mensch, Marcel, das ist doch totaler Schwachsinn, den du da verzapft hast. Und Schüler-Talk – was willst du damit denn bezwecken?“ Ben schüttelte fassungslos den Kopf. „Und außerdem“, fügte er etwas bestimmter als zuvor hinzu, „hat er doch genug Kumpels, die sich für ihn an dir rächen können.“

Ben wischte sich übers Gesicht und blieb einen Moment lang stumm. Die Augen fest auf die Spitzen seiner Turnschuhe gerichtet, zog er die Unterlippe zwischen die Zähne und kaute nervös darauf herum. Dann ließ er langsam den Blick wieder zu Marcel wandern und sagte leise: „Und an mir ...“

„Keiner wird dir was tun.“ Marcel klang todernt, als er das sagte. „Und mir schon gar nicht. Und Johannes wird schön sein Maul halten. Alles wird genauso sein, wie ich es dir gesagt habe.“ Damit war das Thema für ihn beendet.

Er schwang sich auf sein Rad und trat ordentlich in die Pedale. Ben sah ihm einen Moment schweigend nach, ehe er sich ebenfalls auf den Sattel schwang und ihm hinterherstrampelte.

Zwei Tage später traf Ben Johannes in der Fünf-Minuten-Pause vor dem Jungenklo. Sie waren ganz alleine auf dem

Gang. Bens Herz schlug wie verrückt. Am liebsten wäre er weggerannt. Aber wohin? Außerdem hätte Johannes ihn sowieso eingeholt. Und wenn nicht jetzt, dann eben irgendwann anders. Ben war sich sicher, dass er Johannes und seiner Clique nicht entkommen konnte.

Johannes kam immer näher und Bens Beine drohten jeden Moment wegzubrechen. Dann stand er direkt vor ihm – und sah es ganz deutlich. Sein linkes Auge war ein bisschen angeschwollen und leicht rot-bläulich verfärbt. Nicht besonders auffällig. Man musste schon genau hinsehen. Es hätte auch eine Bindehautentzündung oder etwas Ähnliches sein können. Die Faust, die ihn dort getroffen hatte, war scheinbar besonders in Schlägen geübt, die keine auffälligen Spuren hinterlassen durften.

„Was glotzt du so?“, herrschte er Ben an, der mit halb offenem Mund völlig erstarrt vor ihm stand. Dann war er auch schon im Jungenklo verschwunden. Ben rannte zurück in sein Klassenzimmer. Das Pinkelnmüssen war ihm plötzlich vergangen.